

der Vierzehn Nothelfer als Regensburger Diözesan- und Lokalheiliger aufgenommen; denn Regensburg rühmte sich seitdem 11. Jahrhundert, seinen Leib zu besitzen.

Aus der Sucht des Volkes nach Gewißheit der Gebetserhörung entstand der Typ des Nothelfers, dem Gott irgendwann die Gabe verliehen hat, in festgelegten Notfällen regelmäßig und sofort zu helfen. In diesen Kreis gehören unabhängig von der Gruppe der Vierzehn fast alle hier genannten Heiligen, aber auch andere, wie Gertrud und Servatius (vgl. S. 112). Die spätmittelalterliche Vorliebe für Zahlensymbolik und die Heiligengruppe, die Bedeutung der ständischen Gruppierung führten zu den mannigfachen Vergesellschaftungen, von denen Schreiber eine Anzahl nennt. Wie er herausarbeitet, kommt es bei den vielen, zum Teil zufälligen Zusammenstellungen zu einigen Verfestigungen, und dazu zählen die Vierzehn Nothelfer. In diese Gruppe gehören im regensburgisch-bambergerischen Raum besonders verehrte Heilige (Dionys, Vitus, Cyriak), dann Heilige, deren Kult im Spätmittelalter alle anderen überragte (Barbara, Katharina, Christoph) oder gerade in der Zeit des Zusammenwachsens dieser Kultgruppe sehr zunahm (Achatius). Dazu aber kamen einige persönlich oder lokal sehr begrenzt verehrte Heilige (Eustachius).

Der Kult dieser doppelten Siebenergruppe breitet sich rasch, aber in deutlichen zeitlichen und räumlichen Intensitätsstufen vom oberen Main und der mittleren Donau aus, er reicht im Westen bis genau an die Sprachgrenze, führt dagegen im Osten bis weit ins slawische und ungarische Gebiet hinein.

Sehr bald wird die Gruppe zur unlösbaren Einheit. Viele Beter kennen nicht einmal mehr die Namen dieser vierzehn Heiligen und geben sich keine Rechenschaft darüber, daß es sich eigentlich um 14 Individuen handelt. „Vierzehn Nothelfer“ ist eine so feststehende Floskel, daß Altäre ihnen und vielen anderen Heiligen geweiht sind, unter denen ganz zufällig dann noch einmal Christoph, Vitus o. a. vorkommen. Es ist somit kein Wunder, daß viele Beantworter der volkskundlichen Fragebogen die Namen nicht mehr kennen, sondern hinschreiben „wie üblich“ oder gar „wie in der hl. Schrift“. Heute ist der Nothelferkult überall im Zurückgehen. Er lebt noch in manchen Intensitätsgebieten des Kultes und in Erhaltungsgebieten. Aber auch in Vierzehnheiligen merkt man, wie die Verehrung zum historischen Requisit wird und nicht mehr Herzensangelegenheit der Mehrzahl der Besucher der Kirche ist.

Von verschiedenen Seiten ist eine systematische und umfassende Untersuchung der Nothelferverehrung, seiner Entwicklung, Ausbreitung und Bedeutung geplant. Auch der Rezensent besitzt eine Sammlung von einigen tausend Zetteln zum Nothelferkult, die er im dritten Band seiner kultgeographischen Arbeit auszuwerten gedenkt. Sie würden aber selbstverständlich jetzt schon für eine abschließende Arbeit zur Verfügung gestellt.

Schreiber hat (wie seine Mitarbeiter) bei seiner großen Belesenheit und einer in vielen Jahrzehnten erworbenen intimen Kenntnis der Volksreligiosität in seinem Beitrag viele neue Gelegenheiten mitgeteilt, Gesichtspunkte und Hinweise zum Nothelferkult und, oft nur in lockerem Zusammenhang damit und weitab führend, zur Volksfrömmigkeit überhaupt gegeben, die dem Bearbeiter einer umfassenden, auch von Schreiber dringend geforderten Kultgeschichte dieser echt volkstümlichen und eigenartigen Verehrungsform eine wertvolle Hilfe und von manchem Nutzen sein werden.

Bonn

M. Zender

*Wk* Georg Schreiber: Die Wochentage im Erlebnis der Ostkirche und des christlichen Abendlandes (= Wissenschaftliche Abhandlungen der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Band 11). Köln und Opladen (Westdeutscher Verlag) 1959. 283 S. geb. DM 23.-.

Georg Schreiber berichtet über die Eingliederung der Wochentage ins kirchliche Leben auf Grund eines Materials, dem er offensichtlich während eines halben Jahrhunderts seine Aufmerksamkeit zugewandt hat.

Die Tage der jüdisch-christlichen Woche sind schon in der Spätantike mit heidnischen Götternamen belegt; sie werden bereits vor der Christianisierung ins Germanische übernommen und dort mit Namen germanischer Götter interpretiert, während die Kirche



offiziell an einer schlichten Zählung 1–7 festhält. Der Sonntag wird vor allem in der Ostkirche als Tag der Auferstehung Christi hervorgehoben, im Abendland auch als Tag der Dreifaltigkeit, während der *dies Jovis* – der Donarstag –, der sich ursprünglich als wichtigster Wochentag durchzusetzen schien, mehr und mehr zurückgedrängt wurde. (Letzte Reste der ursprünglichen Bedeutung leben nicht nur bis ins 17. Jahrhundert; sie bestehen bis zur Gegenwart, so das Spinnverbot am Donnerstag, besseres Essen, ja geradezu das Essen wie am Sonntag.)

Als feste kirchliche Zuteilung für den Montag setzt sich im Abendland das Totengedächtnis durch, das vom Volke her auch an fast allen andern Tagen, sogar trotz kirchlichen Verbotes am Sonntag Einfluß gewinnen will. In der Ostkirche bilden sich dagegen die Nacht zum Samstag und der Samstag als Totentag der Woche heraus.

Im Laufe der Zeit kristallisiert sich dann die Verbindung Donnerstag-Eucharistie, Freitag-Passion und sehr früh Samstag-Maria heraus, während Dienstag und Mittwoch in ihren Beziehungen zu Mysterien und Heiligen beweglicher bleiben. Zunächst handelt es sich außer um Maria nur um Mysterien, die zu den Wochentagen in Beziehung gesetzt werden. Mit der steigenden Heiligenverehrung aber und dem Einfluß der Orden als den Trägern der Kulte kommt es nach dem Vorbild des Samstags dahin, daß über zaghafte Versuche mit Petrus, Stephan, Johann Baptist und dem Kirchenpatron sehr spät jüngere Heiligenkulte, wie Anna, Anton von Padua und Joseph, zu bestimmten Tagen in Verbindung treten. Ganz jung ist der Herz-Jesu-Freitag, bei dem aber dann noch eine echt mittelalterlich volkstümliche Vorstellung zum Durchbruch kommt: Wer an neun aufeinanderfolgenden Herz-Jesu-Freitagen zur Kommunion geht, ist der ewigen Seligkeit sicher.

Der Verfasser hat die Zusammenhänge der abendländischen Entwicklung mit der Ostkirche und die Einflüsse von dort dargelegt, wo ja sogar einzelne Wochentage als Heiligengestalten personifiziert wurden; es werden aber auch die andersartigen Verhältnisse der Ostkirche hervorgehoben. Schreiber zeigt dann die Einflüsse der Karolingerzeit, verbunden mit dem Namen Alcuin, wo zum ersten Male (vielleicht auch in Parallele zu den heidnischen Wochennamen) eine kirchliche Gliederung der Woche erscheint. Wir werden auf die Einwirkung der Oblationen, die Schreiber besonders gut bekannt sind, der Einrichtung der Eigenkirche, der Stadt und Stände und der Orden hingewiesen.

Breite Abschnitte sind bei diesem großen Kenner der Volksreligiosität natürlich der Auswirkung auf das Volksleben gewidmet, nicht nur für den religiösen, sondern auch für den weltlichen Bereich.

Nicht bloß für die Wochentage im eigentlichen Sinne und ihre kirchliche Eingliederung ist hier viel Material zusammengetragen, sondern auch für jene Feste, die regelmäßig auf solche Wochentage fallen, wie Dreifaltigkeitssonntag, Aschermittwoch, Christi Himmelfahrt, Fronleichnam, Gründonnerstag, Karfreitag usw.

Schreiber spricht selbst von dem zunächst fast verwirrenden Mosaikgefüge, in dem manche sich festigende Grundlinien hervortreten (S. 236). Es ist ein großes Verdienst dieses Buches, nach Jungmann noch einmal auf den Gegenstand und seine Erforschung hingewiesen zu haben und dabei eine solche Fülle von Material bereitzustellen.

Einige Ergänzungen liegen also durchaus im Sinne des vorliegenden Buches. Bei *Huizinga*, Herbst des Mittelalters, München 1928, S. 217, 358, finden wir den Beleg, daß der Wochentag, auf den Unschuldige Kindlein (28. 12.) fällt, als Unglückstag des Jahres gilt. Auch die glückhafte Bedeutung des Wochentages, auf den Neujahr fällt, für das ganze folgende Jahr ist bekannt.

Zu überaus zahlreichen Wochentagsversen – das Rheinische Wörterbuch allein teilt Dutzende mit – sei noch auf die französische Sage hingewiesen, nach der Hexen 'dimanche lundi mardi' singen. (*A. Aarne u. St. Thompson*, The types of the folktales, Helsinki 1938 (FFC 74), Nr. 503. – *J. Bolte u. G. Polivka*, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm 3, 1918, S. 324 ff. – *G. Laport*, Les contes populaires wallons (FFC 101), Helsinki 1932, S. 59.)

Der Dreifaltigkeitssonntag, der dritte Adventssonntag usw. heißen Goldene Sonntage nach den Quatemberfasten oder Fronfasten (S. 47, 132). Der Frommsontag ist volksetymologische Erweiterung des Fronsonntages (S. 52). Prozession zu den Gräbern an den Sonntagen von Ostern bis Pfingsten war und ist im Rheinland weit verbreitet,



Gräbersegnung und Totenvesper sind in der Eifel noch hier und da am Kirmessonntag üblich (S. 61). Zum Thema des Sonntags wäre noch auf die Tausende von Sagen, nach denen Sonntagsarbeit und Sonntagsschändung bestraft werden, auf den Sonntagsjäger usw., hinzuweisen (S. 80 ff.).

Am Kirmesmontag sind Gräbersegnung und Totenam im Rheinland überall Brauch. Aber es fragt sich, ob hier nicht einfach die Meinung mitspielt, der erste Feiertag gelte den Lebenden, der zweite den Toten, wie es bei der bäuerlichen Hochzeitsfeier ist. Montag gilt als Anfang der Woche. Wer in Köln der Hörnchmesse in St. Severin vor aufgestelltem Horn des hl. Cornelius am Montag beiwohnt, bleibt in der Woche vor Unglück verschont.

Ein Wort wäre noch zur Erhöhung des Karfreitags in der evangelischen Kirche zum, wie das Volk sagt, „höchsten Feiertag des Jahres“ notwendig, wobei aber oft im Volk Abstinenz und Fasten zum Teil sehr streng beibehalten wurden (Hunsrück). Zu den Glücks- und Unglückstagen, zu den für Trauung bevorzugten und gemiedenen Wochentagen bietet das Archiv des Atlas der deutschen Volkskunde reiches Material.

Wie bei allen Büchern von Georg Schreiber, so wird man auch hier die überreiche, in einem langen und erfolgreichen Forscherleben erworbene Materialkenntnis bewundern, die den Rahmen des Buches fast zu sprengen scheint. Das Werk wird für alle weiteren Forschungen zu diesem Gegenstand grundlegende Bedeutung haben.

Bonn

M. Zender

## Alte Kirche

A. J. Festugière O.P.: *Antioche païenne et chrétienne*. Libanius, Chrysostome et les moines de Syrie. Avec un commentaire archéologique sur *l'Antiochikos* (196 ss.) par Roland Martin (= Bibliothèque des Écoles Françaises d'Athènes et de Rome, 194). Paris (Boccard) 1959. 540 S. frs. 3.500.

„Il est extrêmement difficile de conclure“, sagt der Verfasser (S. 403) in seiner kurzen Schlußbemerkung; man muß es ihm glauben, denn es folgen noch Notes additionnelles, Appendices, Addenda und prosopographische Indices von fast 140 Seiten. Im Grunde hat das ganze Buch etwas vom Charakter dieser Anhänge, es ist „a series of studies rather than a book“ (H. A. M. Jones, J. Th. St., NS XI, 1960, p. 405). Flüssigkeit wird partienweise durch die Vorliebe F.s für ausgedehnte Zitate in eigener (und ausgezeichnete) Übersetzung erreicht. Aber diese Texte – Libanius in vielen Briefen und Reden, Chrysostomus in Predigten, Viten der Wüstenheiligen, vor allem die des Symeon Stylites in verschiedenen Fassungen – streben in solcher Länge naturgemäß durch die ihnen innewohnenden Akzente auseinander und werden vom Verfasser nicht zusammengehalten. Das Prinzip, die Autoren selbst zu Wort kommen zu lassen, ist „perhaps carried too far in this book“ (Jones 406). Freilich kommt man (mindestens als Rezensent) so an Texte, die man längst gelesen haben sollte, aber doch nicht las. Man findet etwa S. 473 in der or. 58 des Libanius eine bemerkenswerte Stelle, die für unrechte Handlungen nicht einmal den Sklaven die Entschuldigung des „Befehlsnotstandes“ erlaubt – und man weiß, wie grausam ungehorsame Sklaven bestraft werden durften. Die literarischen Probleme einzelner Quellen werden in aller Breite vorgeführt und abgehandelt (S. 347–387 über die verschiedenen Viten des ersten Styliten; F. weicht vielfach von Peeters ab). Gelegentlich wird die Fülle des zusammengestellten Materials durch scharfe Notizen belebt, z. B. S. 91 Anm. 1: „... G. Misch, *Geschichte der Autobiographie*, I 357 ss., [über Libanius] est du bavardage; pas de bonne étude, le sujet est neuf . . .“. – Einleuchtend ist die Beurteilung, die F. der Schilderung des antiochenischen Asketenlebens durch Joh. Chrys. zuteil werden läßt: es sind „tableaux idylliques, loin de la réalité, comme le bon sens indique . . . C'est que Chrysostome est poète . . . Il est le créateur, si l'on peut dire, d'un thème littéraire qu'on croirait moderne (le Moyen Age, si plein de moines, ne l'a pas connu): la poésie des cloîtres“ (S. 345).